

Pazifismus oder
Antiamerikanismus?

Der unbequeme Freund

Michael Mertes

Antiamerikanismus ist weder eine Spezialität der Linken noch ein Markenzeichen der Rechten. Er bleibt die gemeinsame ideologische Plattform all jener, die das moralisch aufgeladene Freiheitspathos der „Neuen Welt“ als Bedrohung ihrer proletarischen oder völkischen Schrebergärten empfinden.

Es muss nicht gleich jener Hass sein, der sich in Hitlers Monologen gegen den „Gangster“ Roosevelt sowie das „verjudete“ und „verneigte“ amerikanische Volk austobte. Auch muss sich Abneigung gegen die USA nicht gleich zu jenem Fanatismus steigern, der Andreas Baader und seine Kumpane dazu trieb, „aus Protest gegen die Gleichgültigkeit, mit der die Menschen dem Völkermord in Vietnam zusehen“, ein Frankfurter Kaufhaus in Brand zu setzen.

Im Jahr 1985 schrieb der Historiker Hagen Schulze: „Gegen Amerika, das ist die große deutsche Erfahrung des 20. Jahrhunderts, ist keine Politik zu machen, nur mit den Vereinigten Staaten gemeinsam. Das wird oft kompensiert durch ein tief wirkendes, oft genug höhnisch ausgespieltes kulturelles Überlegenheitsbewusstsein: Amerika – das ist das Land der seelenlosen Arbeitsmaschinen, der Rationalisierung aller Lebensbereiche, des hemmungslosen Pragmatismus, der Entwertung aller Ideale, das Land der Wolkenkratzer, von Coca-Cola und Hamburgern, aber ohne Geist, ohne Kultur, ohne Moral: mit einem Wort, der französische Erbfeind des 19. Jahrhunderts in zeitgemäßer Maskierung.“

Die beiden Türme des World Trade Center schienen zu verkörpern, was Adolf Höffler in seinem 1927 publizierten antiamerikanischen Bestseller *Amerika und der Amerikanismus* als Tyrannei des Zweckes über die Göttin der Schönheit beschrieb: „Da ist nackteste Gegenwart kahl und roh nach immer sich gleich bleibendem Schema zu fünfzig Stockwerken getürmt. Einzig der Nutzen bestimmt hier Regel und Form – einzig die grandiose Vereinfachung aller Lebensäußerungen auf den triebhaften Urinstinkt.“ Mühelos gleitet der Autor über den offensichtlichen Widerspruch hinweg, dass die am weitesten fortgeschrittene Zivilisation zugleich die unterste Stufe der Kultur repräsentieren soll.

Kritik an Amerika

Gewiss, Kritik an amerikanischer Politik darf nicht mit Antiamerikanismus verwechselt werden. Sonst müssten alle US-Bürger, die in den vergangenen Wochen ihren Protest gegen Präsident Bushs Irakstrategie bekundet haben, von nationaler Selbthass getrieben sein. Diese Analyse trafe auf amerikanische Anti-Kriegs-Demonstranten ebenso zu wie auf die Stadträte von über neunzig amerikanischen Kommunen – unter anderem in Chicago, Washington, Austin, Philadelphia –, die in Entschließungen gegen den Krieg votierten. Kurzum, die schlichte Gleichung „Amerikakritik gleich Antiamerikanismus“ führt zu einem absurdem Ergebnis. Wahr ist freilich auch, dass Verächter der USA sich gern mit dem

Hinweis auf amerikanische Selbstkritik gegen den Vorwurf immunisieren, sie seien antiamerikanisch.

Es führt also kein Weg daran vorbei, genauer hinzuschauen. Das Prädikat „antiamerikanisch“ verdient die Kritik an den USA erst dann, wenn sie ein Ressentiment reflexartig zum Ausdruck bringt. Indiz dafür ist in der Regel eine hämische oder aggressive Sprache. Wer nach entsprechenden Zeugnissen sucht, wird an den virtuellen Stammtischen unserer Zeit, nämlich in verschiedenen Internet-Foren, schnell fündig. Nach dem Amtsantritt von George W. Bush – und erst recht nach dem 11. September 2001 – schwoll dort die US-feindliche Kakophonie gewaltig an. Aber schon vorher ging es heftig zu.

Oft verschmelzen an deutschen Cyber-Stammtischen Geschichtsvergessenheit, Antisemitismus, Antizionismus und Antiamerikanismus zu einem übeln Gemisch – und der Leser weiß am Ende nicht mehr, ob er die Meinung eines Linken oder eines Rechtsradikalen vor sich hat. So findet sich in dem 1999 eingerichteten Internet-Forum „USA: Hypermacht ohne Skrupel“ von *Spiegel Online* folgender durchaus nicht untypischer Dialog: *User Kraft* schreibt, „dass Deutschland 1939 einen Weltkrieg vom Zaun gebrochen hat, in dem mehr als 55 Millionen Menschen umgekommen sind, inklusive sechs Millionen heimtückisch dahingemeuchelter Juden. Wir sollten froh sein, dass es überhaupt noch einen deutschen Staat gibt.“ *User Steffuss* antwortet: „Wenn dieser Unsinn Dein Weltbild ist, dann kann ich Deine neurotischen Anwandlungen schon verstehen. Ich sehe Dich als ein Opfer von Halbwahrheiten und Propaganda. Hoffentlich kannst Du Dich einmal von diesem Weltbild loslösen und der Wahrheit ins Auge blicken.“ Replik von *User Kraft*: „Was ist Unsinn? Dass wir 1939 den Krieg angefangen haben oder dass wir sechs Millionen Juden massa-

kriert haben? Oder beides?“ Antwort Steffuss: „Zu den sechs Millionen Juden kann ich nichts sagen, weil diese Zahl strafrechtlich geschützt ist. Nein, Deutschland war bestimmt nicht alleiniger Verursacher des WW II.“ Das Kürzel meint *World War II*, die vor allem in den USA übliche Bezeichnung für den Zweiten Weltkrieg.

Extremisten vereint

Unvergessen ist, wie nach dem 11. September Rote und Braune Seit an Seit gegen die Schutzmacht des globalen Kapitalismus marschierten. Ihre gemeinsame Parole: Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuld. Es handelte sich gewissermaßen um die säkularisierte Variante der vom orthodoxen Athener Erzbischof Christodoulos formulierten Überzeugung, dass die USA von der „gerechten Strafe Gottes“ ereilt worden seien. So überschrieb der Hamburger PDS-Landesverband ein antiamerikanisches Plakat genüsslich mit dem Satz „So was kommt von so was“. Zwar beeilte sich die PDS-Bundesführung, ihren Abscheu über diesen Missgriff auszudrücken, doch hatten die Hamburger Genossen nicht ausgesprochen, was die allermeisten PDS-Parteimitglieder dachten (und immer noch denken?).

Zur gleichen Zeit triumphierte der ehemalige RAF-Terrorist und heutige NPD-Spitzenmann Horst Mahler, die Anschläge auf die „Symbole der mammonistischen Weltherrschaft“ seien rechtens, weil sie „den Widerstandsgeist der Völker beleben und auf den Hauptfeind ausrichten“. Mahler meinte damit die Vereinigten Staaten, Heimat des „weltlichen Jahwe-Kultes, des Mammonismus“. Zur Erinnerung: Mahler ließ sich 1970 zusammen mit Andreas Baader und Ulrike Meinhof bei Palästinensern in Jordanien für den „bewaffneten Kampf“ ausbilden. Gut dreißig Jahre später spricht der Ex-Guerillero vom „Mord am palästinensi-

schen Volk durch Israel, den biblischen Völkermörder“. Eine direkte Verbindung führt vom Antizionismus des Achtundsechziger Internationalsozialisten zum Antisemitismus des heutigen Nationalrevolutionärs.

Auch aus dem bundesrepublikanischen Justemilieu war Antiamerikanisches zu vernehmen, oft verpackt als schnöde Herz- und Taktlosigkeit. „Ich bin nicht sicher, ob das schreckliche Bilder waren“, philosophierte zum Beispiel der TV-Intellektuelle Roger Willemsen in der Sendung „Boulevard Bio“ über den Einsturz der beiden Türme des World Trade Center. Was ihn freilich nicht daran hinderte, von der „Erhabenheit der Katastrophe“ zu schwafeln, die den „Terror des Amusements“ vorübergehend stillgelegt habe. Adrienne Goehler, weiland grüne Berliner Kultursenatorin, tat sich hervor mit der vulgärpsychologischen These, die beiden Wolkenkratzer seien „Phallussymbole“ gewesen. Der Verband deutscher Schriftsteller warnte vor dem „Geist vom 9. November 1938“, welcher – so sollte der Leser schlussfolgern – das Denken der amerikanischen Führung präge. Und in immer neuen Varianten erklang die Melodei „So was kommt von so was“.

Allerdings stellt sich die Frage, ob es sich dabei um eine deutsche Besonderheit handelt. Dagegen sprechen die Befunde der demoskopischen Studie *Worldviews 2002*, die der *Chicago Council on Foreign Relations* und der *German Marshall Fund of the United States* in Auftrag gegeben hatten: Hier nach stimmten 52 Prozent der Deutschen der These zu, die amerikanische Außenpolitik habe zu den Terroranschlägen vom 11. September 2001 selbst beigetragen – gegenüber 57 Prozent in Großbritannien und 63 Prozent in Frankreich.

Die meisten Deutschen akzeptieren (begrüßen oder haben sich damit abgefunden), dass zu den kulturellen Nebenwirkungen der Globalisierung eine fortschreitende Amerikanisierung gehört.

Adolf Halfeld konnte noch das Vordringen postheroischer Werte als amerikanischen „Kulturfeminismus“ geißeln: „Wir Europäer, individualistischer und darum anspruchsvoller, wollen den idealen Schönheitsbegriff nicht von der Basis eines reichen Charakters und eines gewählten Geschmacks getrennt sehen. Wir werten deshalb auch das *Girl*, das vom siebenten Lebensjahr bis in die Sechziger hinein wie eine Rassestute gezüchtet wird, das verheiratet, ledig, verwitwet oder geschieden sein kann, zumeist als das nicht sehr kostbare Massenprodukt einer Norm der unbestreitbaren, aber zuckersüßen Hübschheit.“ Solche Betrachtungen lösen heute nur noch Kopfschütteln aus.

Rivalität

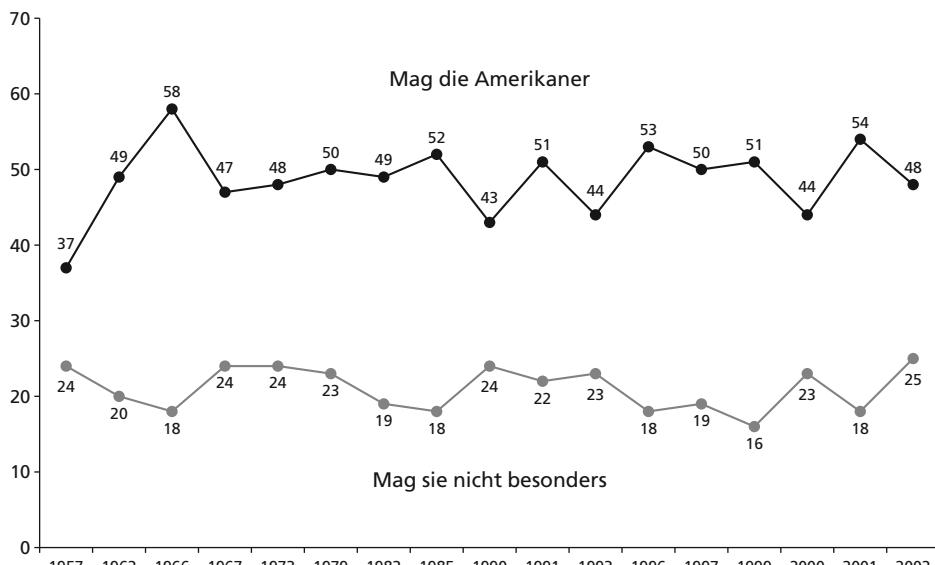
Eine wichtige Quelle antiamerikanischer Gefühle war und ist die weltpolitische Rivalität mit den USA. Doch auch hier bleiben die Deutschen hinter den Briten und Franzosen zurück. Sie beneiden Amerika nicht – ihr Vorbild ist die Schweiz: reich und neutral. Die französische Vision einer „Weltmacht EU“ – verbündet mit den USA, aber unabhängig – ist den Bundesbürgern eher fremd: Nur 48 Prozent wünschen, dass die Europäische Union zu einer den Vereinigten Staaten gleichrangigen Weltmacht ausgebaut wird – gegenüber 56 Prozent in Großbritannien und 91 Prozent in Frankreich.

Träume von deutscher Hegemonie in Mitteleuropa – einem eigenständigen Kulturräum zwischen der US-geführten euroatlantischen Sphäre und der russisch dominierten eurasischen Sphäre – sind mit Konrad Adenauers Westintegrationspolitik zu Grabe getragen worden. Der „deutsche Sonderweg“ gilt als Sackgasse – das einhellig ablehnende Echo auf Schröders Versuch vom Sommer 2002, einen „deutschen Weg“ zu popularisieren, war unmissverständlich.

Seit 1957 ermittelt das Institut für Demoskopie regelmäßig, wie sympa-

Westdeutschland

„Einmal ganz allgemein gefragt: Mögen Sie eigentlich Amerikaner, oder mögen Sie sie nicht besonders?“ (Zahlen in Prozent)



November 2002

Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach

thisch den Westdeutschen die Amerikaner sind – seit 1991 richtet es diese Frage auch an die Ostdeutschen. Wie nicht anders zu erwarten, zeigt die Sympathie-Antipathie-Kurve in Westdeutschland ein ständiges Auf und Ab – aber es kann keine Rede davon sein, dass es nach der Wiedervereinigung einen Abwärtstrend gegeben hätte, zum Beispiel unter dem Motto „Jetzt sind wir endlich souverän und lassen uns von den Amis nichts mehr vorschreiben“.

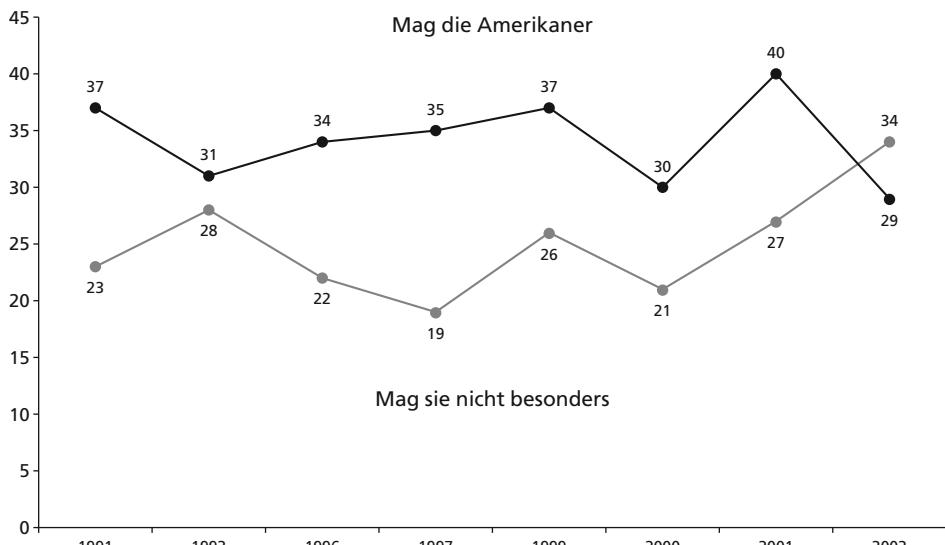
Bemerkenswert ist immerhin die Veränderung zwischen November 2001 und November 2002. Das Zwischenhoch im Jahre 2001 dürfte an der intensiven Aufwallung proamerikanischer Solidaritätsgefühle nach den Anschlägen auf das

World Trade Center gelegen haben, während der niedrigere Wert im Jahre 2002 sich vermutlich auf die negativen Wirkungen der Irakdebatte zurückführen lässt.

Bevor man diese Wirkungen auf die Allerweltsursache „Antiamerikanismus“ zurückführt, sollte man sich vor Augen führen, dass es zwischen den Bedrohungsperzeptionen von Europäern und Amerikanern enorme Unterschiede gibt. Der Studie *Worldviews 2002* zufolge betrachten 91 Prozent der Amerikaner den transnationalen Terrorismus als eine wesentliche Bedrohung eigener vitaler Interessen, während nur 63 Prozent der Deutschen eine vergleichbare Gefahr für die Bundesrepublik erkennen können. Ähnliche Unterschiede gibt es bei der Bewer-

Ostdeutschland

„Einmal ganz allgemein gefragt: Mögen Sie eigentlich Amerikaner, oder mögen Sie sie nicht besonders?“ (Zahlen in Prozent)



November 2002

Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach

tung des Risikos, das ein über Massenvernichtungswaffen verfügender Irak darstellen würde.

Ostdeutschland

Besonders interessant sind auch die Differenzen zwischen West- und Ostdeutschen in Sachen Amerikanophilie und -phobie. Im Herbst 2002 beantwortete eine relative Mehrheit der Ostdeutschen – erstmals seit der Wiedervereinigung – die Sympathie-Antipathie-Frage negativ.

Für diese West-Ost-Unterschiede gibt es eine Reihe von Erklärungen. Die eine bezieht sich auf unterschiedliche Wahrnehmungen der Rolle Amerikas in der deutschen Geschichte. 1995 fragte das Institut für Demoskopie Allensbach anläss-

lich des fünfzigsten Jahrestags der Beendigung des Zweiten Weltkrieges, wer für den Sieg über das nationalsozialistische Deutschland entscheidend gewesen sei. 69 Prozent der Westdeutschen nannten die Amerikaner, 87 Prozent der Ostdeutschen die Russen. Im selben Jahr äußerten 76 Prozent der Westdeutschen die Ansicht, der NATO-Beitritt der Bundesrepublik in den 1950er Jahren sei eine richtige Entscheidung gewesen; nur 36 Prozent der Ostdeutschen teilten diese Auffassung. Und nicht zuletzt: Der Popularitätsvorsprung von Michail Gorbatschow vor George Bush senior ist ein Indiz dafür, dass im Osten der amerikanische Beitrag zur Überwindung der deutschen Teilung unterschätzt wird.

Stärker ins Gewicht fällt möglicherweise, was man als ostdeutsche Variante des Pazifismus bezeichnen könnte – eine Einstellung, die viele Ostdeutsche nicht nur von ihren westdeutschen Mitbürgern, sondern auch von anderen Mitteleuropäern wie den Polen oder Tschechen unterscheidet. Sozialpsychologen wollen herausgefunden haben, dass viele Menschen im Gebiet der ehemaligen DDR Minderwertigkeitsgefühle gegenüber den „Wessis“ hegen, die sie durch ein Bewusstsein moralischer Überlegenheit zu kompensieren suchen. Hiernach sind „Ossis“ friedfertiger, einfühlsamer, hilfsbereiter. Aus diesem Blickwinkel sind die Vereinigten Staaten – als wichtigster Lehrmeister der „Wessis“ – Inbegriff einer kalten, egoistischen und aggressiven Ellbogengesellschaft. Zwar lehnen die Deutschen in West und Ost militärische Gewalt gegenüber Irak mehrheitlich ab, aber dieses „Nein“ ist im Osten noch ausgeprägter als im Westen.

Deutsches Sonderbewusstsein

Es griffe sicher zu kurz, wollte man deutsche Neigungen zum „Ohne mich“ als Ausdruck antiamerikanischer Gesinnung interpretieren. Viel bedeutsamer ist die Frage, ob sich hier ein deutsches Sonder-

bewusstsein innerhalb der westlichen Völkerfamilie manifestiert. Charakteristisch für den Westen sind nicht nur bestimmte, in Sonntagsreden gern zitierte Werte, sondern eben auch die Bereitschaft, im Interesse dieser Werte notfalls zu den Waffen zu greifen. Die große Selbstdäuschung der deutschen Achtundsechziger, die Rot-Grün zum epochalen Projekt ihrer Generation stilisiert haben, besteht in der Leugnung dieses Zusammenhangs.

Wolf Biermann mag gewaltig übertrieben haben, als er neulich hunderttausende Berliner Demonstranten („Wollt ihr den totalen Frieden?“) in einem Atemzug nannte mit jenen „hakenkreuzbraven Deutschen“, die einst im Berliner Sportpalast den totalen Krieg herbeigebrüllt hatten. Das Körnchen Wahrheit wird jedoch sichtbar, wenn man sich vergegenwärtigt, gegen wen der pazifistische Protest sich richtete: nicht etwa gegen Saddam Hussein, einen der brutalsten Gewaltherrschern unserer Zeit, sondern gegen George Bush, den Präsidenten des vielleicht unbestecktesten, aber sicher wichtigsten und zuverlässigsten Allianzpartners der Bundesrepublik Deutschland.

Dilemma

„Sollte die Spaltung innerhalb der europäischen und der atlantischen Integration von Dauer sein und institutionalisiert werden, dann müßte ich mich entscheiden, ob ich mit Belgien oder den Niederlanden solidarisch sein will. Ein idiotisches Dilemma könnte ich mir kaum vorstellen. Die Nationen weitestgehend mit ihren gerade gewählten Regierungen zu identifizieren wäre ein Fehler; die Nation ist etwas Beständiges, die Regierung etwas Temporäres. Die Antiideologien stechen immer zu, hinein in das tiefer Gelegene, in das, was sich unterhalb der Regierung befindet, in das, was bereits der ganzen Gemeinschaft Schmerzen zufügt.“

György Konrad am 27. Februar 2003 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*